

## Vom Wiener Ring nach Zürich-West

*Chancen einer Renaissance des Städtebaus*

Georg Franck

### Abstract

Der Städtebau versteht sich als architektonische Gestaltung urbaner Straßen- und Platzräume, stellt also die Verbindung zwischen der zentralen, öffentlich-rechtlichen Stadtplanung und der individuellen Objektarchitektur her. Diese Verbindung ist einer Leerstelle gewichen, seit die Konventionen zerbrochen sind, die das Zusammenwirken der Architekturen geregelt haben, die gemeinsam die Innenwände der urbanen Außenräume bilden. Eine Renaissance des Städtebaus läuft auf eine Revitalisierung dieses Kooperierens hinaus. Weil eine Wiederbelebung verblichener Konventionen nicht in Frage kommt, muss die Kooperation, die einst funktionierte, in anderen Begriffen beschrieben werden. Die Alternative, die hier vorgeschlagen wird, ist die der Allmende, nämlich die Beschreibung des urbanen Außenraums als eines Beckens, in dem die Anrainer das Gut „gute Adresse“ anbauen. Als zeitgenössisches Beispiel für eine Allmende wird die Gemeinschaftsproduktion von Software im Modus von open source und peer-to-peer (p2p) herangezogen. Berichtet wird von einem Experiment, in dem eine Studentengruppe ein Nachverdichtungsprojekt in Zürich-West im Modus p2p bearbeitet.

Urban design is the architecture of urban streets and places, thus connecting central public planning and individual object architecture. This compound has turned into a blank since the conventions broke down that up to then had regulated the cooperation of the architectures forming the inner walls of outer space. Since it is out of question to reanimate deceased conventions, the cooperation to be reactivated has to be described in alternative terms. The alternative suggested in this contribution is the concept of commons, which

means the description of outer urban space as a basin in which the abutting owners and the architects in charge collectively grow the good 'good addresses'. As a contemporary paradigm of the commons mode of production, software design in the mode of peer-to-peer and open source is made use of. As a feasibility test, an experiment is reported where a student group worked out, in the mode of peer-to-peer and open source, a redevelopment plan for Zürich-West.

## **Die moderne „Überwindung“ des Städtebaus**

In seinem Stück *Eliabeth II* lässt Thomas Bernhard den Großindustriellen Herrenstein rätseln: „Ich weiß gar nicht, warum die Ringstraße so prominent ist, ist sie doch eine der hässlichsten Straßen der Welt, nichts als pompöser Kitsch (...), geschmackloses Baumeisterallerlei, monströse Zuckerbäckerei, ein Gebäude scheußlicher als das andere und doch lieben wir das Ganze – merkwürdig.“ Ja, warum? Das Merkwürdige ist nicht, dass die Frage ausgerechnet im Theater vorkommt, denn die Ringarchitektur ist ja theatralisch nicht nur von außen betrachtet, sondern eignet sich auch von innen her bestens als Zuschauerraum für das Geschehen auf dem Boulevard, in diesem Fall des Umzugs der Staatskarossen und des Auflaufs des huldigenden Publikums. Merkwürdig ist auch nicht, dass die Ringarchitektur als Kulisse für ein Stück dienen muss, das sich am Hass Liebenden Selbstverhältnis der österreichischen Befindlichkeit ergötzt. Merkwürdig ist vielmehr, dass die Frage nach der städtebaulichen Qualität des Wiener Rings dort nie angekommen ist, wo sie doch eigentlich hingehört: im architektonischen Diskurs. Was hätte denn nach all den Pleiten und Katastrophen des modernen Städtebaus näher gelegen als zu fragen, wie es denn sein kann, dass eine Ansammlung von mittelmäßiger Architektur eine Ensembleleistung hinlegt, an die, was nachkam, nicht mehr heranreicht?

Das Spiel im Ensemble gehört schon lange nicht mehr zum Vokabular des architektonischen Diskurses. Die Ringarchitektur war ein Auslaufmodell, das den Modellwechsel zur schmucklosen Moderne geradezu provozierte. Der späte, schon ins Pompöse entgleitende Gründerzeitstil war eine Spottfigur aller Modernisten und nachmodernen Neoavantgardisten. Man mokierte sich über den historisierenden, ornamental überladenen, großbür-

gerlich und staatstragend daherkommenden Repräsentationsstil. Er war es, dem Adolf Loos sein „Ornament ist Verbrechen“ entgegenschleuderte. Und die Kritik war nicht aus der Luft gegriffen. Immer noch ist gut nachzuvollziehen, dass er Auslöser eines Verlangens nach frischer Luft, klaren Formen und sozialer Reform war. Was in dem Unisono des kritischen Tadels jedoch ganz unterging, das war die doppelte Aufgabe der urbanen Architektur. Im städtischen Verband hat die Architektur nicht nur die Aufgabe, Innenräume zu umschließen, sondern eben auch, Außenräume zu definieren. Städtische Architektur hat immer auch Städtebau zu sein. Sie ist, anders gesagt, nie nur Gestaltung der Außenwände von Innenräumen, sondern immer auch Gestaltung der Innenwände von Außenräumen. Diese Innenwände werden in der Regel nun allerdings von mehreren individuellen Objektarchitekturen gebildet, was heißt, dass die Architektur hier eine Gemeinschaftsaufgabe darstellt. Sie ist im städtischen Kontext keine solistische Disziplin, sondern eine Disziplin des Ensemblespiels.

Diese letztere Aufgabe klingt in modernen Ohren zutiefst problematisch. Sie ist eine Aufgabe, in der die Architektur nicht allein und auch nicht selbständig ist, sondern immer auf andere Architekturen bezogen und auf deren Mitwirkung angewiesen. Diese Eingebunden- und Angewiesenheit steht quer zu den für die Moderne so charakteristischen Individualisierungs- und Rationalisierungsansprüchen. Diesen entsprach die Kultivierung des Selbstbilds des Architekten als trotzigem Einzelkämpfer gegen Konvention und Konformität. Dieses Bild wurde nicht zurückgenommen, sondern noch überholt in der Postmoderne. Der Nachfolger des unbeirrbar Individualisten ist der solistisch brillierende Stararchitekt. Er macht, qua Dekonstruktion, Biomorph oder elektronischem Barock, das solitäre Bauwerk zum Stilprinzip. Die Formen verbindet, dass sie nicht nur ungeeignet zum Andocken an umgebende und städtebaulich mitwirkende Architektur sind, sondern die demonstrative Zurückweisung der Kontaktaufnahme zum Ausdruck bringen. Gefeierte wird vom Autismus nicht zurückschreckende Selbstreferenz, gegen die sich die Dezenz der gesitteten Konversation unter Architekturen rührend altmodisch ausnimmt.

Auf eine regelrechte Abschaffung der Architektur als Bau der Innenwände von Außenräumen lief die Doktrin des modernen Städtebaus hinaus. Die sah als programmatischen Kern die Ablösung der traditionell kompakten Stadt durch die lockere Siedlung vor.<sup>1</sup> Sie hatte mit diesem Programm durchschlagenden Erfolg. Dem traditionellen Gegensatz von Stadt und Land ist eine flächendeckende Mischung gewichen, die man nun gemeinhin als Agglomeration bezeichnet. Charakteristisch für die Agglomeration ist die

<sup>1</sup> Als ein frühes Manifest dieser Doktrin siehe Le Corbusiers Begleittext zu seinem Plan Voisin für Paris, in: ders., *Oeuvre complète 1910–1929*, Basel u.a.: Birkhäuser 1999, S. 112.

Zwischenstadt: die durchgrünte Siedlung, nicht Stadt und nicht Land, sondern Landschaft, eingestreut mit Einzelbauten.

Bemerkenswert langsam setzt sich in der Debatte um die Baukultur die Einsicht durch, dass eine selbstreferentielle und betont kooperationsunwillige Architektur die Zeichen der Zeit verkennt. Sie muss verdrängen, wie die Baukultur leidet, wenn das Bauen, das einmal Bereicherung der Landschaft war, zur Landplage geworden ist. Die Ansammlung von Solitären ist der Siedlungstyp, der sich, dem Gesetz der Entropie folgend, zu einem flächendeckenden Siedlungsbrei vereint. Alles, was diese Tendenz fördert, versündigt sich an dem Anspruch, dem die Architektur ihr Prestige als gesellschaftlich verantwortliche Kunst verdankt. Nicht nur, dass dieser Siedlungstyp zu unsäglicher Gestalt- und Belanglosigkeit neigt, er ist leider nicht nur mit Banalität geschlagen, sondern auch definitiv nicht nachhaltig. Die Agglomeration hängt am Tropf des billigen Öls und der kostenlosen Freisetzung von CO<sub>2</sub>. Die Zeichen der räumlichen Entwicklung drehen auf eine Umkehrung der Zersiedlung. Zum Leitbild der nachhaltigen Raumentwicklung wird die 'walkable city', die Stadt der kurzen Wege. Dieses Ziel läuft auf Nachverdichtung im Bestand hinaus und ruft nach einem Städtebau, der wieder urbane Räume gestaltet. Die Nachverdichtung verlangt zwingend die Rehabilitation der Art von Architektur, die im Kollektiv Außenräume definiert.

## Die Einfalt des 'New Urbanism'

Man fragt sich: Konnte sich der architektonische Diskurs wirklich so ignorant wie oben angedeutet um diese Feststellung drücken? Gab es nicht wenigstens eine dissidente Nebenlinie, die versucht, sich vom Hauptstrom freizuschwimmen? Oh ja, die gab und die gibt es. Sie gab sich den Namen 'New Urbanism'<sup>2</sup>. Sie stellt sogar den Versuch dar, den formensprachlichen Gestus der Ringarchitektur vor dem endgültigen Verlernen zu retten. Sie reflektiert die Bedeutung der Konvention, die sich einmal von selbst verstand. War diese Konvention nicht das implizite Wissen, das stillschweigen-

<sup>2</sup> Die Bewegung hat sich, durch europäische Vordenker wie Leon Krier und Quinlan Terry inspiriert, in den USA in Form eines jährlichen Kongresses, des Congress for the New Urbanism (CNU) institutionalisiert. Indem sie sich als Kongress bezeichnet, macht die Bewegung klar, dass sie sich als Nachfolgerin der Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM), der von Le Corbusier angeführten Bewegung für die moderne Architektur versteht. Das Gründungsdokument, die Charter of the New Urbanism, bezieht sich direkt auf die Charta von Athen des CIAM, das Gründungsdokument des modernen Städtebaus, dessen Prinzipien nun einzeln negiert und umgedreht werden.

de Know-how, das sich als Metier des Architekten verstand und ihn wissen ließ, wie die Architektur sich in der Gesellschaft anderer Architekturen zu verhalten hat, damit die Gesellschaft angenehm und im entspannten Sinn gewöhnlich wird? Und war es nicht die konventionelle Formensprache, die von sich aus dazu auffordert, dass der Ausdruck der individuellen Architekturen in eine Konversation mit dem Kontext übergeht? Die new urbanists plauderten das Geheimnis aus, warum es den Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts gelang, jene erste Welle der industriellen Massenproduktion umbauten Raums auf bemerkenswert höherem architektonischem Niveau zu bewältigen, als es der zweiten Welle ein Jahrhundert später vergönnt war. Die ornamentale Sprache dieser traditionellen Architektur konnte durch das Studium historischer Vorbilder erlernt werden. So war es durch fleißiges Studium auch durchschnittlich begabten Architekten vergönnt, eine gute Figur im Konversationsspiel der Architektur zu machen. Der gute Durchschnitt bekam hier seine große Chance.

Die Funktion von Konventionen, die sich einmal von selbst verstanden, wird erst so recht deutlich, wenn sie aufgehört haben zu funktionieren. Die new urbanists haben erkannt, dass der Städtebau bis 1930 über eine Kraft verfügte, die heute verloren ist. Allerdings glauben sie, diese Kraft durch das erneute Erlernen der historischen Sprachen zurückgewinnen zu können. Sie übersehen, dass es eine Sache ist, eine Formensprache zu beherrschen, und eine ganz andere zu begreifen, was die Architektur als Mannschaftssport bedeutet. Beim Spiel im Ensemble kommt es nicht auf die Stilart der Formengrammatik, sondern darauf an, im Zusammenspiel eine Balance zwischen Konkurrenz und Kooperation zu finden. Auch die Spieler in der Fußballmannschaft sind zunächst einmal Konkurrenten; was sie dadurch von Einzelkämpfern unterscheidet, ist, dass sie genau wissen, wo die Konkurrenz zu enden hat. Die Konkurrenz hat genau dort aufzuhören, wo sie anfängt, das Zusammenspiel zu stören. So werden auch Architekten zu Städtebauern nicht dadurch, dass die Konkurrenten in Kooperanten umgedreht werden. Die Architektur kann gar nicht umhin, mit der umgebenden Architektur zu konkurrieren. Sie unterscheidet sich vom einfachen Bauen durch den ästhetischen Anspruch. Architektur zu sein, heißt deshalb, sich stets in einem Schönheitswettbewerb zu befinden. Zum Städtebau wird die Architektur deshalb nicht, indem sie die Konkurrenz vergisst, sondern indem sie versteht, Konkurrenz und Kooperation in eine Balance zu bringen. Sie muss verstanden haben, dass und wie es möglich ist, durch Kooperation Qualitäten – auch für den eignen Part – zu erspielen, zu der sie einzeln und auf sich allein gestellt nicht in der Lage wäre. Es ist, anders gesagt, nicht die Eloquenz, sondern das Ethos, was zur bedeutenden Ensembleleistung qualifiziert. Eben dieses Ethos hat 'New Urbanism' vergessen zu kultivieren. Mit der Folge, dass es durchaus zwar zu gelungenen städtebaulichen Entwürfen

kam, aber immer nur zu solchen einer ganzen Anlage aus einer Hand. Für den typischen Fall, dass es verschiedene Architekten sind, die am Bau der Innenwände von Außenräumen beteiligt sind, hat der 'New Urbanism' nichts Besonders zu bieten. Vielmehr leidet die Bewegung generell darunter, dass sich einmal verblichene Konventionen nicht so einfach wiederbeleben lassen. Sie lässt alle, die es sehen wollen, sehen, dass die Formengrammatiken konventioneller Architektursprachen nicht schon das Regelwerk der Etikette einschließen, das den durchschnittlichen Architekten einmal wissen ließ, wie sich die Architektur in der Gesellschaft anderer Architektur zu benehmen hat.

So kommt es, dass der 'New Urbanism' zum Synonym eines architektonischen Populismus wurde, der eine zahlungskräftige Nostalgie nach reproduzierbaren Anmutungsqualitäten bedient. Er beruft sich, das gilt es zu seiner Ehrenrettung festzuhalten, auf bedeutende Kenner und bedeutende Architekten wie zum Beispiel auf Leon Krier und Quinlan Terry. Im Großen und Ganzen bleibt die Architektur der neuen Traditionalisten aber weit hinter dem Standard zurück, den das Remake emuliert.

### **Der Städtebau als peer-to-peer production des Gutes „gute Adressen“**

Was also tun, wenn es beim kooperativen Bau der Innenwände von Außenräumen nicht auf den Dialekt der Architektursprache, sondern darauf ankommt, dass das Spiel im Ensemble funktioniert? Wie eine Reaktivierung des urbanen Raums als Becken für den Anbau des Gutes „gute Adresse“ anpacken? Gar keinen Sinn hat es jedenfalls, mit dem Gedanken einer Wiederbelebung verblichener Konventionen zu spielen. Wir wollen nicht zurück ins 19. Jahrhundert; und selbst wenn wir wollten, könnten wir das Regelwerk, das damals stillschweigend fungierte, nicht reaktivieren. Es war weder codiert noch denen, die es als Kulturtechnik beherrschten, bewusst. Wir können nur einen Schritt weiter zurückgehen und versuchen, die Produktionsweise zu beschreiben, deren sich die kollektive Produktion städtebaulicher Qualität bedient. Gibt es da noch andere Beispiele der gemeinschaftlichen Produktion unteilbarer Güter – und vielleicht sogar solche, die immer noch funktionieren und in vivo studiert werden können?

Tatsächlich existiert eine wohlbekannte Form der Gemeinschaftsproduktion gleichberechtigter Partner, die auf freiwilliger Basis eine ungeteilte Ressource bewirtschaften. Sie kennt ein ganzes Spektrum von Varianten, die

sich bis heute gehalten haben. Sie heißt Allmende und bezeichnet den Gemeinbesitz, den die Beteiligten kollektiv bewirtschaften. Das Wort Allmende hat einen altertümlichen Klang, der daher rührt, dass eine Form des Besitzes darstellt, der die klare Trennung zwischen Öffentlich und Privat noch nicht vollzogen hat. Sie ist aber eine nicht nur uralte Bewirtschaftungsform, sondern auch eine mit ganz eigenen Möglichkeiten. Sie erlaubt einer Gruppe, etwas herzustellen, das sowohl die Möglichkeiten zentraler Planung als auch die Kräfte der einzelnen Beteiligten übersteigt. Sie hat sich bewährt bei der Nutzung von Grundwasserbecken und Fischgründen, beim Betrieb von Bewässerungssystemen und bei der Nutzung von Almen und Hochwäldern. Allerdings entsprechen den Möglichkeiten, die die Mischform von privater und kollektiver Bewirtschaftung bieten, auch einschlägige Risiken. Allmenden reizen – qua Gemeinbesitz – zu typischen Formen der Überweidung, des Trittbrettfahrens und Sich-Drückens an.

Diese Gefahren sind unter der Annahme, dass sich die Eigner wie ‚hominines oeconomici‘ verhalten, tödlich. So kam es, dass der Allmende in der modernen Theorie des Wirtschaftshandelns ein lautes Requiem gesungen wurde. Die Komposition stammt von Garrett Hardin und trägt den Titel ‚The Tragedy of the Commons‘.<sup>3</sup>

Dennoch ist die Produktionsweise nicht tot, sondern erfreut sich unerwarteter Aktualität. Die Stickwörter sind ‚creative commons‘, ‚open source‘ und ‚peer-to-peer production‘. Aus der Aufbruchstimmung in der Frühzeit des Internet ging eine Szene von Pionieren hervor, die im unbeschränkt zugänglichen und unreglementiert nutzbaren Netz der Netze eine Art gelobten Lands jenseits der exklusiven Eigentumsrechte und der staatlichen Bevormundung erblickten. Sie entdeckten für sich die Vorzüge der gemeinschaftlichen, vom Profitdenken befreiten Produktion von Gütern, die sie Lust hatten herzustellen. Die Szene erwies sich als kreativ nicht nur in der Medienkunst und im politischen Aktivismus, sondern auch und ganz besonders in der Produktion von Betriebssystemen und Applikationssoftware. Die Fachwelt staunte nicht schlecht, als es einer im freiwilligen Modus von ‚peer-to-peer‘ zusammenarbeitenden Gruppe von ‚hackers‘ gelang, mit einem technisch anspruchsvolleren und, wie sich zeigen sollte, sogar besser gewarteten Betriebssystem herauszukommen als Bill Gates mit seiner Fabrik voll hoch bezahlter Ingenieure. Linux ist ein Betriebssystem, das einschließlich des ‚source code‘ frei verfügbar ist und für Weiterentwicklungen verwendet werden darf unter der allerdings strengen Auflage, dass diese nicht als kommerzielle Software verkauft werden darf, sondern wiederum frei verfügbar sein muss (Copyleft statt Copyright). Die ebenfalls auf freiwilliger Basis von ihren Nutzern aufgebaute und gepflegte Wikipedia stellt die proprietäre und

<sup>3</sup> erschienen in: Science 162, 1968, S. 1243-8

sündteuere Encyclopaedia Britannica in den Schatten. Nach den Rationalitätsannahmen, wie sie die ökonomische Theorie à la Hardin hochhält, ist so etwas ausgeschlossen beziehungsweise Ausdruck schierer Irrationalität. Es war daher nur schlüssig und an der Zeit, dass 2009 eine Wissenschaftlerin mit den Nobelpreis für Ökonomie geehrt wurde, die Hardin's Tragödie gegen den Strich bürstete, um sowohl empirisch als auch theoretisch die Rationalität und ganz besondere Leistungsfähigkeit der Commons zu ergründen. Elinor Ostrom's 'Governing the Commons' (1990) zeigt, dass die Tragödie kein unabwendbares Schicksal ist, dass es vielmehr Fälle wie die genannten Fischgründe, Bewässerungssysteme und Almen gibt, die sich seit Jahrhunderten bewähren und die leisten, was weder zentrale Planung noch eine Privatisierung vermöchten.

Das straßen- und platzräumliche Becken guter Adressen zählt leider nicht zu den Fällen, die Ostrom analysiert. Zweifellos stellt es aber eine Allmende dar, denn die guten Adressen werden entweder von den Anrainern gemeinsam hergestellt oder sie kommen eben nicht zustande. So ist der Städtebau denn auch eine Art peer-to-peer Produktion, ob sie nun gute Adressen zuwege bringt oder nicht. Es ist nur so, dass das Zusammenwirken der peers nicht so leicht über das Gerempel von Einzelkämpfern hinauskommt, wenn es zu keiner Verständigung über die Art des Zusammenspiels kommt. Die Verständigung wiederum hat, von der Situation heute aus gesehen, nur Chancen, wenn sie nicht von vornherein mit der ganzen Komplexität des Städtebaus zu tun bekommt. Die Praxis der 'free software production' hat herausgefunden, wie die Verständigung über den Modus des Zusammenspiels und die inhaltliche Zusammenarbeit auseinandergehalten werden können, ohne die Schritte von vornherein trennen zu müssen. Die Lösung liegt in einer anderen als der in kommerziellen Betrieben gewohnten Art von Arbeitsteilung bei der Lösung komplexer Probleme. Das Problem wird nicht zentral in Komponenten zerlegt, deren Lösung dann an einzelne Mitarbeiter delegiert wird, vielmehr werden die Mitglieder eingeladen, Angebote zu Teillösungen in die Runde zu werfen, um dann, wenn sie den Autoren anderer Teillösungen interessant erscheinen, aufgenommen und im Sinn einer Synthese zur Lösung des komplexen Problems fortentwickelt zu werden. Umgekehrt gilt es als vereinbart, dass Autoren ihre Arbeitsstände anderen, von deren Können sie sich etwas versprechen, zur Überarbeitung und Fortentwicklung weiterreichen können. So kommt es zur parallelen Entwicklung von Alternativen, die einerseits in einem Verhältnis der Konkurrenz stehen, andererseits uneingeschränkt kooperieren, da der Code sämtlicher Entwicklungslinien stets der gesamten community zur freien Verfügung steht. Welche Linie sich schließlich durchsetzt, entscheidet die Gruppendynamik. Es kommt nicht darauf an, einen vordefinierten Beitrag zur Lösung des Problems zu liefern, sondern darauf, denjenigen zuzuarbeiten, denen man beim jeweiligen Stand



der Arbeit am meisten zutraut. So kommt es auch nicht darauf an, dass ich mein Pensum erfülle und schon gar nicht, dass ich meinen Vorschlag gegen konkurrierende Vorschläge durchsetze, sondern darauf zu sehen, wer anspielbar ist, und vor allem, wer etwas besser kann als ich selbst. Die Mitarbeit ist freiwillig und unentgeltlich. Man arbeitet mit, weil man mit Herzblut bei der Sache ist. Die Belohnung besteht in dem schönen Gefühl, zu einer bedeutenden Gemeinschaftsleistung beizutragen – und freilich in der Anerkennung seitens derer, die von der Sache etwas verstehen.

Dasselbe Ethos, das die Produktion freier Software trägt, müssen Entwerfer entwickeln, wenn eine Ensembleleistung jenseits der Objektarchitektur gelingen soll. Dieses Ethos kann nicht einfach vorausgesetzt, es muss entwickelt und eingeübt werden. Mit dem großen Wort einer Renaissance des Städtebaus ist daher zunächst einmal die Lehre der Architektur angesprochen. Auf Seiten der Studenten ist das Interesse an der open source und peer-to-peer (p2p) Bewegung groß, leider hält die Lehre fest an der Auffassung der Architektur als einer solistischen Disziplin. Gleichwohl kann von einem gelungenen Experiment berichtet werden, welches das Interesse, das die Idee von p2p bei Studenten genießt, in Entwurfsübungen des Städtebaus als 'peer-to-peer architecture' auf eine Belastungsprobe stellt.

## Urbane Allmende in Zürich-West

Zu einer Probe aufs Exempel hat der derzeitige Stadtbaurat von Zürich, Patrick Gmür, die Lehrstühle für Städtebau und digitale Methoden an der Technischen Universität Wien eingeladen.<sup>4</sup> Zürich bekennt sich zum Leitbild der 'walkable city' als dem Bild der nachhaltigen Stadt im Gegensatz zur flächenfressenden Agglomeration, die nur durch motorisierten Individualverkehr zu erschließen ist. Die Stadt, die durch Fuß-, Rad- und öffentlichen Verkehr erschlossen ist, ist die kompakte Stadt der kurzen Wege. Ihre Umsetzung bedeutet Nachverdichtung in den durch öffentlichen Verkehr gut erschlossenen Vorstädten. Um die Möglichkeiten solcher Nachverdichtung zu testen, wurde das Gebiet Altstetter-/Rautistrasse in Zürich-Altstetten ausgewählt. Dieses Gebiet ist im üblichen Stil mit Siedlungen in Einzel- und Zeilenbebauung aus den 1940er bis 70er Jahren überzogen. Die Dichte ist der gut integrierten Lage nicht mehr gemäß, sie könnte auf mittlere Frist um

<sup>4</sup> Vergl. hiermit und mit dem Folgenden: Georg Franck, Raumplanung versus Städtebau, in: TEC21 – Fachzeitschrift für Architektur, Ingenieurwesen und Umwelt, 46/2015, S. 28-34

gut die Hälfte angehoben werden. Mit der Anhebung der zulässigen Dichte ist es freilich nicht getan. Die Anhebung des Baurechts könnte ja genau als Einladung zu jener Strategie verstanden werden, die die gute Lage nutzt, ohne etwas für die Qualität des städtebaulichen Zusammenhangs zu tun. Jedenfalls ist es nicht damit getan, hie und da aufzustocken und anzubauen. Mit einer punktuellen Nachverdichtung wäre vielmehr die nächste städtebauliche Katastrophe programmiert. Die Nachverdichtung verlangt die Rehabilitation der Art von Architektur, die im Kollektiv Außenräume definiert.

Um den Versuch eines städtebaulichen Entwerfens im Modus p2p durchzuführen, wurde an die Möglichkeit gedacht, die zentrale Rechtsplanung in den Belangen, die das nähere Wohn- (und Arbeits-) Umfeld betreffen, zu dezentralisieren, wo sich die Eigentümer zu städtebaulichen Allmenden zusammenschließen. Die Allmenden müssen, um anerkannt zu werden, sich eine Verfassung, wie weiter unten noch angesprochen, geben und sinnvolle Umgriffe wie etwa überschaubare Straßenabschnitte oder Straßengevierte haben. Es sei zum Zweck der Übung angenommen, im vorgesehenen Gebiet bilden sich solche Allmenden und sind nun ermächtigt, eine Neuordnung inklusive einer Bodenordnung in die Hand zu nehmen. Es liegt nun an ihnen, Vorschläge zu Bauräumen, Bauweisen und vor allem Gestaltungsrichtlinien zu machen. Schließlich sei angenommen, diese Allmenden treten nun als Bauherrinnen auf und laden unsere Architektengruppe ein, Entwürfe für die Neuordnung zu entwickeln. Wie könnte diese Aufgabe als Spiel im Ensemble bewältigt werden?

Das Experiment lief über zwei Semester, Sommersemester 2013 und Wintersemester 2013/14 mit 17 beziehungsweise 15 Teilnehmenden. Da im 'team sport' nur die „Mannschafts“-Leistung zählt, wurde vereinbart, dass es keine Einzelbenotung, sondern nur eine Note für die Gesamtleistung geben wird. Also bestand die Aufgabe zunächst einmal in der Selbstorganisation der Zusammenarbeit im Modus p2p. Es lag an der sozialen Intelligenz der Teilnehmer, die Arbeitsteilung und den Prozess der wechselseitigen Überarbeitung der Entwurfsvarianten in Untergruppen zu organisieren. Die Anforderungen und Zumutungen, die mit dem ständigen Ausverhandeln und der wechselseitigen Kritik der Peers verbunden war, sollte sich als härtester Teil des Trainings erweisen. Sie wurden zum Teil als Selbstblockade des Entwerfens empfunden und führten zu Separationsversuchen von Untergruppen. Selbst diese Ansinnen konnten aber als Varianten des Spielens, um 'followers' zu gewinnen, integriert werden. Die Krise war überwunden, als ein erstes Gesamtkonzept zur Transformation des Patchworks der bestehenden Siedlungen in eine Stadt Gestalt annahm. Da der genaue Umgriff des Planungsgebiets offen gelassen war, zeigte sich erst hier, dass das Gebiet für eine sinnvolle Transformation – immerhin über einen Quadratkilometer – zu groß war, um von einer kleinen Gruppe bewältigt zu werden. Der Eindruck

des exzessiven Kommunikationsbedarfs wich langsam der Ahnung, dass dies nicht nur aus persönlichen und gruppodynamischen Gründen erforderlich war, sondern auch damit zu tun hatte, dass viel größere Lösungsräume durchsucht werden mussten, als die Teilnehmer es im Fach „Entwerfen“ gewohnt waren. Die Bearbeitung kam im ersten Semester denn auch nicht weiter als bis zu einem Bebauungsvorschlag im Maßstab 1:500. Der Versuch wurde fortgesetzt mit teilweise neuen Teilnehmern. Im Ergebnis liegt nun ein Plan im Maßstab 1:200 vor. Realistischerweise musste anerkannt werden, dass die Zeit und die Kräfte nicht hinreichten, um auch noch das kammermusikalische Ensemblespiel bei der Durchgestaltung der Innenwände der Außenräume im größeren Maßstab einzuüben.

Dennoch gelang der Nachweis, dass die Nachverdichtung im Maß, wie es der Umbau der Stadt zur 'walkable city' anzeigt, im Rahmen des für Zürich charakteristischen Ortsbilds möglich ist. Mehr noch, es konnte gezeigt werden, dass auch und gerade das moderne Zürich gewinnt, wenn es an seinen Rändern städtischen Charakter annimmt. Der hohe Anteil an Grünräumen und sogar Gärten ist kein Grund, an der Bauweise der Vereinzelung festzuhalten. Die Nachverdichtung, das konnte gezeigt werden, ist eine Chance, wenn sie als Gelegenheit zum ‚commonalen‘ Anbau guter Adressen genutzt wird. Was das Experiment nun aber vor allen zeigt, das ist, dass es nicht an der Unfähigkeit oder dem Desinteresse junger Architekten liegt, wenn die Architektur in Gesellschaft nicht als Spiel der Architekten im Ensemble gelehrt wird. Es hat auf Antrieb funktioniert, städtebauliche Entwürfe wie Open Source Software herzustellen. Dass das nur ausnahmsweise geübt wird, liegt also nicht an unwilligen oder überforderten Studierenden, sondern einzig am Lehrangebot der Architekturschulen. Wenn sich die Lehrer die neue Rolle des Trainers eines Mannschaftssports nicht zutrauen, können die Studenten das Training selbst in die Hand nehmen. Viele von ihnen sind vom Gedanken der Open Source Produktion fasziniert, weil sie viel besser als ihre Lehrerüber die Szene Bescheid wissen.

Kurz, zu jenem ersten Einwand ist zu sagen, dass es nur eine Frage der Zeit ist, dass der Städtebau als 'team sport' gelehrt wird. Entwerfen als 'team sport', das heißt, dass alle zwar individuell eine Objektarchitektur entwickeln, dass sie aber, was sie entwickeln, den Peers zur Beurteilung und Überarbeitung weiterreichen, um im Gesamtergebnis mit einer kohärenten Architektur im größeren Maßstab herauszukommen. Es liegt ganz beim Team, zu welchen gestalterischen Mitteln und zu welchen Formensprachen man greift, um aus der Ansammlung von Einzelbauten ein stimmiges Ensemble zu machen. Es sollte wie beim guten Sport so sein, dass das Ergebnis nicht vorherzusehen, aber sehr wohl nachzuvollziehen ist. Die Open Source Produktion könnte von jungen, noch nicht etablierten Architekten als Chance

aufgegriffen werden, um als Peers unter Peers etwas zu leisten, das sie aus eigener Kraft nicht so ohne weiteres zuwege brächten.

### **Worauf wartet eine Renaissance des Städtebaus noch?**

Eine Renaissance des Städtebaus setzt freilich mehr voraus als die Initiative einzelner Gruppen. Sie setzt zunächst einmal voraus, dass sich auch die Rechtsplanung beziehungsweise die Kommunalpolitik bewegt. Ein Anfang mit dem Städtebau als 'team sport' sollte damit gemacht werden, dass eine neue Art von städtebaulichen Wettbewerben ausgelobt wird. Wettbewerbe nicht nur für Neubaugebiete und einzelne Situationen im Bestand, auch nicht nur im Maßstab 1:000 mit bloßem Massenmodell, sondern mit Umgriffen eines ganzen, als Stadt erlebten Quartiers und im Maßstab bis hinab zu 1:200. Weil Wettbewerbe dieses Umfangs und Detaillierungsgrads entweder zu teuer oder für etablierte Büros zu wenig lukrativ sind, sollten sie sich ausdrücklich an Arbeitsgemeinschaften richten, die im Modus p2p zusammenarbeiten möchten. Um diese Architekten-Allmenden als reguläre Wettbewerber zu behandeln, sollte von den Kommunen ein Mustervertrag entwickelt werden, durch den die Arbeitsgemeinschaft sich formell als urbane Allmende konstituiert.

Als nächsten Schritt geht es darum, einen Mustervertrag zu entwickeln, anhand dessen sich auch Gruppen interessierter Eigentümer und mithin Auftraggeber als Allmenden konstituieren können. Die Ausarbeitung einer solchen Verfassung wurde im Lehrexperiment durch jene fiktive Annahme übersprungen, dass der Anreiz des höheren Baurechts die Gründung urbaner Allmenden hinreichend attraktiv macht. Tatsächlich liegt hier aber der harte Kern des Problems, vor dem der gemeinschaftliche Anbau guter Adressen steht. Bei der Gründung von urbanen Allmenden gilt es zunächst, vernünftige – und das heißt geschlossene – Umgriffe für die Planung zusammenzustellen. Das Geltungsgebiet sollte Ensembles umfassen, die geschlossene Straßenzüge oder Platzsituationen darstellen. Damit fällt dem einzelnen Eigentümer ein natürliches Monopol zu. Jeder der Eigentümer in einem solchen Umgriff bekommt ein Vetorecht über das Projekt insgesamt, ein Vetorecht, das er ausspielen kann, um Sonderrechte zu ertrotzen. Das heißt, dass bereits der allererste Zusammenschluss mit jenen perversen Anreizen zu tun bekommt, die es dem operativen Betrieb der Allmende schwer machen.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Siehe hierzu ausführlich: Elinor Ostrom, *Governing the Commons. The Evolution of Institutions of Collective Action*, Cambridge: Cambridge University Press, 1990.

Wenn mehrere oder gar alle Kandidaten dem Anreiz nachgeben, wird es nicht einmal zu einer anfänglichen Vereinbarung kommen.

Damit ist von vornherein klar, dass eine Kooperative von Typ Urban Commons nichts für Investoren ist, die den schnellen Profit im Sinn haben. Es gibt nun aber auch Eigentümer, die sehr wohl an der Aufzucht beziehungsweise der Rettung einer guten Adresse interessiert sind. Es gibt, anders gesagt, Bauherren, die in Kategorien der Nachhaltigkeit denken. Es gibt sogar solche, die an der ästhetischen Qualität ihres Hauses nicht nur, sondern der ganzen Nachbarschaft interessiert sind. Für solche Bauherren könnte die Allmende eine hoch interessante Alternative zur Praxis der individuellen Architektenverträge werden.

Ob eine Wiederbelebung des Städtebaus als gemeinschaftlicher Produktion guter Adressen bloß Wunschvorstellung bleiben oder zu einer praktikablen Option werden wird, wird davon abhängen, ob es gelingt, für die urbane Allmende eine robuste Rechtsform zu entwickeln. Das institutionelle Design einer urbanen Allmende setzt zunächst einmal voraus, dass die Produktion guter Adressen so genau analysiert wird, dass die Erfordernisse an das Regelwerk ihrer Organisation aus der Beschreibung hervortreten. Sodann muss dieses Regelwerk die Einladungen zum Missbrauch neutralisieren und versprechen, die Kosten und Risiken der gemeinschaftlichen Produktion nieder zu halten. Es muss soweit ausgearbeitet und detailliert werden, dass es das Format der Beschreibung einer Versuchsanordnung für ein soziales Experiment annimmt. Im Pilotversuch muss sich zeigen, ob die Sache überhaupt funktioniert, und wenn ja, wo das institutionelle Design oder die Versuchsanordnung nachgebessert werden müssen. All dies deutet auf ein umfangreiches Projekt hin, dessen Ziel bisher lediglich in groben Umrissen deutlich ist.

Das Warten auf die Mustersatzung ist nun allerdings kein Grund, auch mit dem Entwerfen im Modus von 'open source' und 'peer-to-peer' noch länger zu warten. Vielmehr ist es mit einem Federstrich möglich, Architekten, die sich zu Allmenden zusammentun, als Teilnehmer städtebaulicher Ideenwettbewerbe zuzulassen – beziehungsweise das Format solcher Wettbewerbe an die erweiterten Möglichkeiten des commonalen Entwerfens anzupassen. Wettbewerbe dieser Art wären ein ausgezeichnetes Instrument lange vorausschauender Planung, wie sie nötig ist, um mit der nachhaltigen Stadt ernst zu machen. Die 'walkable city' verspricht, ein verzwicktes und langfristiges Projekt zu werden, das noch ganz andere Strategien als die der gängigen Praxis des Städtebaus fordert. Eine dieser alternativen Strategien ist, dass sich die kommunale Stadtplanung und Entwicklungspolitik des Entwerfens im Modus von 'open source' und 'peer-to-peer' auch unabhängig davon bedient, ob es zur Bildung urbaner Allmenden im vollen Umfang

des Begriffs kommt. Das Beispiel Zürich-West lädt zum Gebrauch dieser neuen Möglichkeit ein.